

Wie rettet man Sanskrittexte?

Mein Name ist Jürgen Hanneder, ich bin Leiter des FG Indologie und Tibetologie, eines sehr kleinen Faches mit wenigen Studentinnen und Studenten, wenigen Haushaltsstellen, aber einer lebhaften Forschungs-umgebung.

Gerade beginnen wir in unserem Team die Arbeiten für einen ERC Advanced Grant mit dem Namen *Saving the Kashmirian Sanskrit Heritage*, kurz KaSaHaRakṣa. Das Akronym ist übrigens eine Sprachspielerei für Sanskritisten. Man nehme die Anfangsbuchstaben des Titels, K, S, H, und spreche die Konsonanten so aus, als wäre das ganze in einer indischen Schrift geschrieben, in der jeder Konsonant ein inhärentes *a* enthält, also »*kasaha*«. Der zweite Teil ist keine Abkürzung, sondern ein Sanskritwort und bedeutet »Schutz«: KaSaHaRakṣā. Nur wenige Indologen werden verstehen, daß der auf Sanskrit unverständliche Teil, also »*kasaha*« an ein tantrisches Mantras erinnert, und dies in Kombination mit *rakṣa* wie ein Schutzmantra, also ein Zauberspruch oder Gebet um den Schutz, in diesem Falle der Sanskrit Literatur, klingt. Sie haben hier also ein Beispiel hierfür, was Indologen in ihrer Freizeit machen, oder eben wenn die deadline für ein Projekt drängt und man sich mit Umgehungstätigkeiten ablenken will.

Sie werden sich vielleicht fragen, ob dieser Schutz überhaupt nötig ist. Schließlich ist Kashmir im indischen Norden doch Teil eines riesigen Landes, welches durchaus in der Lage sein müßte, sich um seine eigenen Kulturschätze zu kümmern. Indien hat auch, das muß man kaum erwähnen, eine um ein Vielfaches höhere Zahl an Sanskritexperten als Deutschland.

Die Sachlage ist eigentlich völlig unverständlich. Ich könnte Ihnen einen langen Vortrag halten über die indische Academia, das weitgehende Fehlen von Editionswissenschaft, die Eingebundenheit vor allem der Sanskritgelehrten in wissenschaftsferne religiöse Kontexte, usw. All das erklärt aber nicht die grundlegende Beobachtung, daß hinsichtlich

der kaschmirischen Sanskrit-Handschriften so wenig passiert. Doch die Phase der begnadeten indischen Editoren des 19. Jhs, denen wir einen Großteil aller bekannter Sanskrittexte verdanken, ist dahin, und ein erheblicher Teil der kaschmirischen Hss. ist unbekannt geblieben.

Daß Kaschmir sich selbst um seine Literaturgeschichte kümmert, ist im übrigen nicht zu erwarten. Ganz abgesehen davon, daß nach den Pogromen im Jahre 1989 dort keine Sanskrit-Gelehrten mehr leben, und daß das Auswärtige Amt ständig Reisewarnungen für Kashmir herausgibt—es ist nicht einmal klar, ob die für uns wichtigen kaschmirischen Handschriften überhaupt noch in Kashmir oder in Indien liegen. Die für uns wichtigen Sammlungen sind die von M.A. Stein in Oxford, von Georg Bühler in Pune, die Sammlung Janert in Berlin, dann einige größere Sammlungen in Indien, nicht zu vergessen die Tausenden an kaschmirische Handschriften, die online verfügbar sind. Zur Orientierung: Der Gesamtbestand indischer Hss. wird auf eine zweistellige Millionenzahl geschätzt.

Wie soll man nun die Hss. oder Texte retten?

Wir sind natürlich nicht das erste Projekt, welches sich den unedierte Texten verschrieben hat, und keinesfalls das Teuerste. Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* hat 30 Jahre lang einen erheblichen Teil des indologischen Budgets für die Mikrofilmierung der wichtigen nepalesischen Handschriften ausgegeben. Man benutzte dafür wie immer die *cutting edge technology*, damals war es der Mikrofilm. Glücklicherweise war die Zeit des Nitratfilms vorbei, ein Filmmaterial, welches sich frei nach *Mission Impossible* schon bei kleineren Irritationen sozusagen selbst zerstört.¹

Was man nicht bedachte, war, daß auch der Acetatfilm für die Datensicherung kaum geeignet war, denn auch er zersetzt sich nach einigen Jahrzehnten selbst. Diese Zeit ist nun gekommen, und man ringt derzeit immer noch um die beste Methode, die Mikrofilme zu sichern, während

¹ Diesen aus Nitrozellulose bestehenden Film zählt man heute zu den Sprengstoffen, und er besitzt eine höhere Sprengkraft als Schwarzpulver!

viele der zu sichernden Originalhandschriften im übrigen weiterhin intakt in Nepal liegen.² Man kann nur hoffen, daß moderne Farbscans eine höhere Lebensdauer haben werden als die anderen, immer neuen Medien, die man uns regelmäßig als nachhaltige Lösung verkauft. Die Gefahren sind wie immer unerwartet. Im letzten Winter waren spektakuläre und wichtige Quellen, die nur auf der homepage der British Library verfügbar waren, wegen eines Hackerangriffs verschwunden, und zwar ein ganzes Semester lang. Einiges ist weiterhin offline. Daß man sich einmal für obskure indische Handschriften eine solche Mühe bei der teuren Wiederherstellung machen wird, wage ich zu bezweifeln. Man wird die Einstellung der indologischen Forschung an vielen Orten vermutlich als perfides Argument dafür bemühen, daß sich eine solche Investition nicht (mehr) lohnt.

Unsere Vorgehensweise geht nun davon aus, daß mit der physischen Sicherung der Quellen allein noch wenig gewonnen ist, denn wenn das Bewußtsein dafür, daß mit solchen Forschungen wirklich Neues zu entdecken ist, weiter schwindet, werden die Hss. selbst wieder zu dem, was sie vor ihrer wissenschaftlichen Erforschung waren: orientalische Kuriositäten in einer Kunstaustellung.

Die beiden Pioniere der Kaschmir-Forschung würden sich angesichts dieser Aussichten im Grab umdrehen. Sie hatten ganz andere Gefahren auf sich genommen, um verborgene Literaturen zu entdecken. Man könnte die abenteuerlichen Biographien dieser Gelehrten leicht im India Jones-Stil erzählen: Georg Bühler, der erst in Göttingen Indologie studierte, dann nach England ging und in der Bibliothek von Queen Victoria arbeitete, dann orientalische Sprachen in Bombay lehrte, kam als Schulinspektor nach Kashmir. Sein Bericht über die kaschmirische Literatur aus dem Jahre 1877 ist gewissermaßen der Beginn unseres Projekts, denn die von ihm gesammelten Quellen liegen immer noch in Pune, wo er sie vor über 100 Jahren deponiert hatte, bevor er in Wien Indologie lehrte.

² Dies gilt nicht für die vielen kleineren und privaten Sammlungen in Nepal, deren Quellen heute nicht mehr erreichbar sind.

Der andere Kaschmir-Abenteurer war M.A. Stein, ein ungarisch-britischer Gelehrter, der nach seiner Promotion in Tübingen auf ausgedehnten Reisen einen weiteren Teil der kaschmirischen Literatur sicherte, der heute in Oxford liegt. Seine Öffnung der buddhistischen Grotten an der Seidenstraße, wodurch ein sonst nicht erhaltenes Segment der buddhistischen Literatur in sehr alten Quellen ans Licht kam, machte ihn jenseits der Fachkreise als wissenschaftlichen Abenteurer bekannt.

Diese Gelehrten, die Internationalität und Interdisziplinarität lebten, bevor man die Begriffe als Mottos entdeckte, die eigentlich überflüssig sein sollten, haben in ihren Sammlungen die *highlights* der kaschmirischen Literatur kommenden Forschergenerationen sozusagen auf dem Tablett, also in wohlsortierten Archiven, serviert. Vieles liegt dort immer noch unbeachtet.

Vor ein paar Jahren konnte ich mit der Herausgabe eines kaschmirischen Werks aus dem 17. Jh. das größte Bildgedicht der Weltliteratur identifizieren und beschreiben. Es ist ein Wandbehang mit einem Sanskrit-Text, der ausgeschrieben ein ganzes Buch füllt, und in den wie in einem Kreuzworträtsel Texte in dreißig Sprachen, im Bild in rot geschrieben, eingearbeitet sind. Diese Aussichten scheinen sogar den *European Research Council* überzeugt zu haben, und nun können wir in diesem Eldorado der Sanskrit-Literatur nach den schönsten Stücken suchen, und das auch noch in Marburg!

Marburger Vorgeschichte

Wie ich vor einiger Zeit von einer Kollegin hörte, gelten wir Marburger als die letzten Hardcore-Philologen, vermutlich weil wir einen Schwerpunkt in der Editionswissenschaft haben und fast alle Mitarbeiter an Editionen arbeiten, oft Ersteditionen von unbekannten, also nie gedruckten Texten — vielleicht aber auch, weil wir die Begeisterung für dieses Fachprofil, welches in der modernen akademischen Landschaft nicht besonders beliebt ist, nicht verstecken.

Außenstehende können sich darunter meist wenig vorstellen und vermuten vielleicht, daß hier verschrobene Gelehrte kryptische Texte für

eine kleine Gemeinde indologischer *nerds* erstellen. Für einen Teil läßt sich das kaum bestreiten, aber es gibt auch interdisziplinäre spin-offs in die populäre Wahrnehmung. Der in dieser Hinsicht spektakulärste Fund ist sicher die Erstedition des wohl größten Figurengedichts der Weltliteratur. Visual poetry ist ein interessantes interdisziplinäres Gebiet und wie auf fast allen Forschungsfeldern wußte man kaum, welche Ausprägungen das Genre in Indien hatte. Nun ist klar, daß ein im 17. Jh in Kaschmir verfaßtes Figurengedicht alle Rekorde sprengt. Es besteht aus einem 40 folios (also Doppelseiten) umfassenden Grundtext, der in ein Stoffquadrat mit 1,50 Meter Kantenlänge geschrieben wurde und wie in einem Kreuzworträtsel Texte in allen Richtungen enthält, und zwar in 30 verschiedenen Sprachen.

Als ich letztes Jahr die spontane Idee hatte, trotz einer drohenden *deadline* in einem anderen Projekt, es einmal mit einem ERC Grant zu versuchen, habe ich auf eine Projektidee zurückgegriffen, die mir schon lange vorschwebte. Die DFG, da war ich mir sicher, würde so etwas nicht genehmigen, da es zu viele Unbekannte gab. Meine Idee war nämlich, die verfügbaren Sanskrithandschriften aus Kashmir, die über die Welt verstreut sind, aber zunehmend digital verfügbar sind, nach Texten zu durchsuchen, die bisher durchs Raster gefallen waren. Ich rede nicht davon, nun die riesige astrologische Literatur oder die abertausende Ritualliturgien Indiens herauszugeben, sondern die Literatur, die, auch wenn sie beim Übergang zum Buchdruck in Indien im 19. Jh vergessen wurde, Eingang in den Kanon der indologisch relevanten, wenn nicht sogar der Weltliteratur beanspruchen kann.

Befreundete Kollegen, die meinen Antrag später gelesen haben, attestierte mir eine gewisse Dreistigkeit, da ich nicht einmal eine Liste mit Werken beigelegt habe, aber ich hatte das inzwischen wohl gestrichene ERC-Motto *high risk high gain* ins Zentrum gerückt und mich auf den Standpunkt gestellt, daß meine bisherige Arbeitsbilanz in eigenen Publikation und Projekten – wir haben in Marburg tatsächlich eine ganze Reihe an Erstausgaben publiziert – für sich spricht. Als regelmäßiger Gutacher bin ich recht sicher, daß die DFG in einem solchen Fall eine Liste der Texte erwarten würde, weshalb ein solcher Antrag höchstwahrscheinlich als völlig unausgegoren verworfen würde. Natürlich habe ich

– das Projekt läuft seit September 2024 – eine spannende Liste an Texten, die immer weiter wächst. Das Ziel ist übrigens, mit 4 Mitarbeitern und einem *primary investigator*, das ist die einzige Teilzeitstelle, eine Editionsreihe mit 10 Bänden zu erarbeiten. Angesichts der Tatsache, daß so manche ERC-Projekte zwar durch geniale Ankündigungen, aber weniger durch publizierte Ergebnisse auffallen, wollte ich recht geradlinig und ohne falsche Versprechungen erklären, was ich zu tun gedenke. Vor allem wollte ich in meinem vielleicht (vor)letzten Projekt vor dem Ruhestand nicht anfangen, meine Forschung so stromlinienförmig zu verkaufen wie dies erwartet wird. Sie merken eine gewisse Sturheit, und mir ist klar, daß mein Poker auch hätte schief gehen können.

Die Betreuung durch das Marburger Präsidium war dabei eine große Hilfe, da ich mich nicht in die schwer zu durchschauenden formalen Details einarbeiten mußte und mehr Muße für die Ausarbeitung des Antrags hatte. Es gibt ja viele Gerüchte über Universitäten mit genialer Betreuung für ERC und andere Anträge, wo Schreibbüros angeblich den Großteil der Arbeit erledigen und die großen Linien, die der ERC erwartet, einpflegen oder den Antrag mit den modischen buzz words anreichern usw. Das alles hatte mein Antrag nicht, er war nicht skalierbar, ich beannte auch keine »deliverables« und verzichtete auf die bekannten Plastikwörter. Als freundlicher Weise eine kleine Gruppe, die die Experten im Präsidium zusammengestellt hatten, meinen Antrag kritisierten, kamen genau diese Dinge zur Sprache; mir war durchaus bewußt, daß meinem Antrag mehr Selbstlob und mehr von der gewohnten »Antragsprosa« gutgetan hätte, aber es fiel mir schwer dem zu folgen. Auch fand ich die Idee, in einer Vorstellung des Projekts vor einer Kommission in den zur Verfügung stehenden fünf (sic) Minuten drei Folien zu zeigen, absurd und verzichtete darauf. Ich stellte mir vor, daß man als Gutachter oder Gutachterin, die tagelang mit wohlfeilen Modebegriffen überschüttet wird, dankbar wäre über einen eher unpräzisen

Antrag, der seine Überzeugungskraft allein aus der Sache selbst entwickelt, sozusagen *no nonsense philology*.³

Es war sicher eine ungewöhnliche Vorgehensweise, von der mir alle Agenturen, die professionelle Beratung machen, abgeraten hätten, und ich kann Ihnen meine Vorgehensweise auch nicht empfehlen. Sie war sicher *high risk*, aber in einem anderen als dem oben erwähnten Sinne, und hatte eigentlich nur den einen Vorteil, daß ich wirklich zu hundert Prozent hinter allen Formulierungen stand, mit dem angenehmen Nebeneffekt, daß die Ausarbeitung des Antrags große Freude bereitete und relativ leicht und schnell von der Hand ging.

Was für die Bewilligung den Ausschlag gab, kann ich nicht sagen, aber wie ich gesehen habe, haben einige freundliche Kollegen anonym hymnische Bewertungen geschrieben – mit Aussagen, die man kaum ernstnehmen kann, die aber – wie der Gutachtenexperte weiß – inzwischen nicht nur in der anglophilen erwartet werden. Vielleicht war es die eingangs erwähnte Idee, daß es in Marburg noch hardcore-Editoren gibt, die irgendwie Vertrauen in dieses Projekt erzeugte. Widerstand gab es deutlichen von einem Kommissionsmitglied aus den digital humanities, der nicht verstehen konnte, warum man Handschriften liest und ediert, wenn es doch KI gibt. Daß manche Wissenschaftler ihre digitalen Heilserwartungen nicht mehr mit der Realität abgleichen und dreist behaupten, man könne indische Handschriften automatisiert verarbeiten, hat mich gewundert. Der tatsächliche Stand ist, daß ein mir gut bekannter Kollege in Japan der erste ist, dem man wirklich die Entwicklung eines OCR-Systems für indische Handschriften zutraut, aber natürlich nicht in der Schrift, die wir für Kaschmir benötigen. Alles andere sind Ankündigungen, die seit Jahrzehnten immer wieder erscheinen, aber bisher keine Ergebnisse bringen, mit denen man in der Praxis arbeiten könnte. Vielleicht haben auch die erfahrenen Kollegen aus Mitleid mit einer guten Idee, wenn auch in naiver Verpackung, alles versucht,

³ Ich spare mir eine eigene Definition dieses ad-hoc verwendeten Begriffs, und zitiere stattdessen die Definition der KI der google-Suchmaschine: »*No nonsense philology*« *generally refers to a direct, practical, and unadorned approach to the study of language and texts. It emphasizes clarity, accuracy, and avoiding overly complex or theoretical jargon, focusing instead on the fundamental aspects of language and its history.*

um den Antrag zu retten. Am Ende hatte ich jedenfalls ein Gefühl der Dankbarkeit den unbekannten Gutachtern gegenüber, denn ich hatte den Eindruck, daß sie es waren, die einen ungebobelten Klotz als potentiell Kunstwerk verkauften, ein Auftrag, dem ich nun gerecht zu werden versuche.